

HAMBURGER UNIVERSITÄTSREDEN

20

DER ÖKONOM UND DIE GESELLSCHAFT

Rede anlässlich der Feier zum Beginn des neuen
Amtsjahres des Rektors am 9. November 1955

Von

Dr. Karl Schiller

ordentlichem Professor der Volkswirtschaftslehre,
Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen
Fakultät der Universität Hamburg

1955

IM SELBSTVERLAG DER UNIVERSITÄT HAMBURG

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Im Frühling dieses Jahres veranstaltete der Senat der Vereinigten Staaten von Amerika eine Enquete über die Börsenkurse. Im Laufe der Sachverständigenvernehmungen kritisierten einige Ökonomen die vorhandene und gefährliche Überspekulation; sie wiesen aber darauf hin, daß die Regierung, zum Unterschied von 1929, heute viel bessere Möglichkeiten des Eingriffs in der Hand habe. Als in diesem Zusammenhang der große alte Mann der Hohen Finanz, Bernard Baruch, um seine Meinung befragt wurde, sagte er in etwa: „Die Ökonomen sind furchtbar kluge Leute. Aber ich glaube nicht an ihre Klugheit. Wenn die Ökonomen wirklich so viel wüßten, wie sie meinen, dann müßte doch längst all das viele Geld bei ihnen gelandet sein und sich nicht mehr bei uns, den Bankiers, befinden.“ Soweit die Meinung eines erfahrenen und erfolgreichen Praktikers! Das ist nur eine der vielen Auffassungen, denen der Ökonom begegnet, wenn er, von der Universität oder dem Forschungsinstitut aus, sich in jene uns umgebende menschliche Wirklichkeit begibt, die wir die Gesellschaft nennen. Die Begegnungen sind zahllos, ebenso die möglichen Haltungen und die dabei entstehenden Probleme und Konflikte. Schon in den vielerlei Namen, die dieses Wesen, hier als Ökonom bezeichnet, im Wandel der Zeiten getragen hat, drückt sich ganz natürlich jenes Wechselspiel von Begegnungen mit der Gesellschaft aus. Jedesmal nimmt diejenige Seite der Gesellschaft, der er besonders zu dienen hat, in seinem Namen Gestalt an. Beim alten Kameralisten und später bis in die neueste Zeit in deutscher Tradition: beim Staatswissen-

schaffler ist es in erster Linie die Staatswirtschaft und schließlich gar die staatliche Politik überhaupt, von der jene Leute Rolle und Namen erhalten. Dieser Akzent hielt sich bekanntlich lange Zeit in der Benennung der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultäten. In Hamburg ist erst kürzlich bei der Trennung in eine Rechtswissenschaftliche Fakultät und eine Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät das inhaltsschwere Wort „Staat“ ziemlich lautlos von den Fakultätstafeln verschwunden; natürlich hat sich dabei das Thema „Staat“ keineswegs aufgelöst, sondern wirkt nun in beiden neuen Körpern recht lebhaft weiter. Später war in Deutschland der Nationalökonom oder Volkswirt entstanden, schon dem Namen nach ein legitimes Kind der liberalen und nationalstaatlichen Ära und gleichzeitig, in seiner deutschen Benennung, nicht ohne einen leicht romantischen Anklang. Diese Bezeichnung hat sich bis in unsere Tage gehalten, obgleich der Name Nationalökonomie einen besonderen Rekord an sprachlicher Lässigkeit darstellt. Werner Sombart kreidete diesem einen Wort gleich zwei Fehler an; vor allem habe kein Volkswirt sich je auf die Erforschung allein der Nationalwirtschaft beschränkt. Max Weber hat dann gemeint, die Sache in Ordnung zu bringen, indem er von der Sozialökonomik als der Lehre von der gesellschaftlichen Wirtschaft sprach. Dieser Versuch einer rationalen Umtaufe scheiterte an der Tradition und der Bequemlichkeit. Seit etwa 25 Jahren wird nun in zunehmendem Maße der schlichte Ausdruck „Ökonomie“ bzw. „Ökonom“ gebraucht. Dieser Terminus besitzt nicht nur den unvergleichlichen Vorzug, wenigstens um einen Fehler erleichtert zu sein, sondern er umfaßt in seiner

Einfachheit und Anspruchslosigkeit auf das leichteste sozusagen das ganze Terrain. Daß sich neben der Sozialökonomik in den letzten Jahrzehnten eine vollausgebaute Betriebswirtschaftslehre entwickelt hat, diese für die Fruchtbarkeit unseres allgemeinen Spezialisierungsprozesses zeugende Tatsache, die zu mancherlei neuen Nachbarschaften und Perspektiven geführt hat, diese Tatsache wird durch den neuen Namen in fast banaler Selbstverständlichkeit aufgehoben! Denn beide, Volkswirte wie Betriebswirte, wollen doch gute Ökonomen sein! In einer Zeit fortschreitender Aufspaltung der Disziplinen bleibt manchmal nur noch eine Gebärde übrig, eben die eines gemeinsamen Namens. Vielleicht kann sie helfen.

Der nun mit den Werkzeugen einer in zweihundertjähriger Arbeit herausgebildeten Fachwissenschaft, der technisch sicherlich am weitesten entwickelten Sozialwissenschaft, der also damit ausgerüstete Ökonom, dessen Vertreter von Semester zu Semester in immer größeren Zahlen die Universitäten verlassen, begegnet zu allererst, wie an unserem Baruch-Beispiel gezeigt, dem wirtschaftlichen Praktiker. Zwei ganz verschiedene Gestalten und Haltungen stoßen hier zusammen. Hier der mit Erfahrung, Intuition und Instinkt ausgestattete Mann der Situation, der die Gunst der Gelegenheit erspürt und ergreift! Das braucht beileibe nicht allein der dynamische Unternehmer Joseph Schumpeters zu sein, der neue Kombinationen im Markt durchsetzt und dabei den Prozeß der produktiven Zerstörung vorantreibt; es kann ebenso ein Gewerkschaftsführer sein, der der wirtschaftlichen Entwicklung unaufhörlich auf den Fersen ist und dabei die Chancen für seine Gruppe erfaßt;

und das kann natürlich auch der wirtschaftlich tätige Verwaltungsmann sein, der etwa die Flotte seiner öffentlichen Betriebe mit Geschick durch die Wogen der wirtschaftlichen Wechsellagen und durch die Stürme der öffentlichen Meinung steuert. Alle diese hier pointiert gezeichneten Figuren der Praxis haben jenes gewisse Etwas, das der akademisch trainierte Ökonom kraft seiner wissenschaftlichen Ausbildung noch nicht besitzt. Er bringt dafür anderes mit: nicht nur gewisse Kunstfertigkeiten, sondern in erster Linie: *gesamtwirtschaftliches Denken*, und was leicht am meisten stört: *volkswirtschaftliche Bedenken*. Er berücksichtigt erstmal bei jedem praktischen Fall all die Rückwirkungen dieses oder jenes Vorgehens und meint auch nicht, dem Instinkt oder dem Gefühl folgen zu dürfen, sondern er beschafft sich vor der Hand lieber eine genaue Marktanalyse. Die Spannung zwischen solchen Typen ist offensichtlich, und es mangelt nicht an herzlichem Wortwechsel und reichem Wortschatz in diesen Begegnungen. Man hat deshalb auch wohl gesagt, der Praktiker bezeichnet gern das als „Theorie“, was er nicht hören will, und er beruft sich dann gern auf die „Praxis“, wenn er etwas nicht erklären kann. Umgekehrt sagt man: Der Theoretiker zieht sich bei einem prekären Einzelfall gern dadurch aus der Affäre, daß er ihn als Ausnahme von der Regel bezeichnet, und er übersehe dabei: daß eben die Wirklichkeit nur aus Sonderfällen bestehe. Es ist damit wohl ziemlich klar geworden, daß wir in diesen beiden Typen ein altbekanntes Gegensatzpaar begrüßen können. In einem Jahr, in dem wir des hundert- und fünfzigsten Todestages eines am 9. Mai 1805 Verstorbenen gedenken, ist es wohl nicht allzu gewagt zu behaupten

ten: der dynamische Wirtschaftspraktiker empfindet und handelt „naiv“, der Ökonom als solcher dagegen „sentimentalisch“. Aber: jeder von uns, dem daran liegt, daß unser Gesellschaftsleben ständig frische Impulse erhält, sollte wünschen, daß in dieser produktiven, heilsamen und notwendigen Gegensätzlichkeit die Führung und das letzte Wort bei dem naiv-natürlich-sicheren Typus liegen!

Und doch stocken wir bei diesem Vergleich und dieser Rollenverteilung, zumindest in so allgemeiner Anwendung: Scharen von ökonomisch ausgebildeten Experten sind heute nicht nur als Berater, sondern als Unternehmer, als Manager und Funktionäre, kurzum als Leute mit Entscheidungsgewalt, über unsere gesellschaftliche Wirklichkeit verteilt. Sie alle richten sich mehr und mehr nach dem angeblich rein rationalen Kalkül und immer weniger nach dem natürlichen Gefühl. Die unaufhaltsame Entzauberung unseres Daseins, die immer weitergehende Rationalisierung und Intellektualisierung unseres gesellschaftlichen Lebens, das alles hat die schöpferische Konfliktslage zwischen den naiv-praktischen und sentimentalisch-theoretischen Elementen ganz erheblich verschoben. Gewerkschaftsführer werden auf Spezialschulen trainiert und in ihren Aktionen von mit rationalen Mitteln arbeitenden und wissenschaftlich firmierenden Instituten beraten. Auf der Unternehmerseite geschieht das gleiche in der etwas konventionelleren Form der Juniorenseminare und unter Führung von ebenfalls gesamtwirtschaftlich aufgemachten Forschungsinstituten. Um noch ein weiteres Beispiel aus einem anderen Gebiet anzuführen: Bei den vielfältigen Bestrebungen, aus dem Scheiterhaufen des Zweiten Weltkrieges eine neue internationale

Wirtschaftsordnung zu errichten, wurden zahlreiche neue übernationale Steuerungsapparate und Managerbürokratien ins Leben gerufen: vom Internationalen Währungsfonds bis hin zur OEEC, zur Europäischen Zahlungsunion und zur Montan-Union. Über die Niederungen der innergesellschaftlichen Kämpfe der einzelnen Nationen erhebt sich also eine neue inter- oder supranationale Region, in der die streitlustigen Scharen der Fachleute nun ihr Wesen treiben. Das hat nicht nur den Stil internationaler Konferenzen verändert, welche nach dem kummervollen Wort Churchills heute darin bestehen, daß selbst auf dem höchsten Gipfel „die Horden der Experten sich zusammenrotten“. Das alles zwingt vor allem die einzelnen Volkswirtschaften, auch die einzelnen Wirtschaftszweige, die großen Unternehmens-einheiten und die Verbände dazu, sich mit den Waffen der wissenschaftlich-rationalen Argumentation vertraut zu machen, um dort bestehen zu können. Und im wettbewerbswirtschaftlichen Bereich des Unternehmertums selbst, wo ja das natürliche, von wissenschaftlichen Überlegungen unbelastete Marktgefühl des Kaufmanns seinen eigentlichen Platz haben sollte, beleuchtet nichts deutlicher den Wandel der Verhältnisse, als wenn einer der Streitbarsten Vorkämpfer der Marktökonomie, Wilhelm Röpke, sagt: „Nach der altliberalen Vorstellung war die Wettbewerbsordnung ein Naturgewächs; nach unserer neoliberalen Vorstellung ist sie eine Kulturpflanze.“ Ganz ähnlich klingt es, wenn von verwandter Seite heute der Wettbewerb überhaupt als eine „bewußte Veranstaltung“ angesehen wird, die erst durch bestimmte organisatorische Maßnahmen zustande kommt. Alle diese Linien laufen zu einem Ende hin: *Unter-*

nehmensführung, ökonomische Gruppenstrategie und staatliche Wirtschaftspolitik, sie alle stehen unter dem Bann durchdringender Bewußtseinserhellung und Verwissenschaftlichung! Wer heute noch von einer tiefen Kluft zwischen weltfremder Theorie und wirklichkeitsnaher Praxis spricht, wiederholt nur noch ein Klischee aus vergangenen Tagen, ähnlich jenen früheren Ökonomen, von denen einst gesagt wurde, daß sie „Papageien glichen, die ständig und in jeder Lage die Worte Angebot und Nachfrage daherplapperten“. In Wirklichkeit stehen wir alle heute mehr denn je vor der Aufgabe, eine fruchtbare und ständige Wechselwirkung zwischen den noch vorhandenen spontanen und den wissenschaftlich-rationalen Kräften in der Gesellschaft zu finden. Und in Wahrheit bewegt die sog. Theoretiker heute mehr die Sorge, ob das naiv-natürliche Element sich überhaupt hält, ob jene genuinen schöpferischen Figuren der praktischen Wirtschaft uns weiterhin in ausreichender Zahl verbleiben.

Das Eigentümliche und den Ökonomen recht Schockierende an der eben geschilderten Entwicklung besteht nun aber darin, daß die Gesellschaft ihm ständig mehr und mehr ganz besonders heikle und ausgerechnet intuitive Entscheidungen abverlangt; ich meine jene übermenschliche Aufgabe, *die Zukunft vorauszusagen*. So schreibt Rebecca West: *„Die Ökonomen sind die Wahrsager unseres Zeitalters, so wie die Psychiater die modernen Dämonenvertreiber sind.“* Dieses Urteil, furchtlos und vorlaut, wie ein Rezensent in einer deutschen Zeitschrift meint, läßt sich in der Tat, was die Ökonomen betrifft, durch zahlreiche Äußerungen in eigener Sache bestätigen. Devons, einer der großen beratenden

3

Ökonomen in England, vergleicht diese ausdrücklich mit den antiken Wahrsagern, die die Eingeweide der Opfertiere untersuchten, um daraus Rat zu holen, ob Krieg oder Frieden zu machen sei, wann und wo zu jagen sei und ob und wer zu heiraten sei. Die alten und die neuen Wahrsager hätten die gleiche Aufgabe, nämlich die Entscheidung zu erleichtern und die endlosen Streitereien abzuschneiden in Situationen, in denen die Wahrscheinlichkeit des „Richtigen“ und des „Falschen“ ziemlich gleich groß sei. Wobei Gerhard Colm noch hinzufügt, daß die modernen ökonomischen Wahrsager allerdings nicht sehr erfolgreich seien in der Vermeidung endloser Streitereien, da sie selbst untereinander oft in Fehde lägen! Ein anderer, Fritz Baade, hat darauf hingewiesen, daß der Ahnherr aller ökonomischen Wetterpropheten, Joseph von Ägypten, den großen Vorteil gehabt hätte, daß die Träume des Pharaos viel präziser gewesen seien als die Lageschilderungen, welche die Prognostiker heute von ihren Regenten, eben den Ministern, bekämen. Nichtsdestoweniger befragen heute kluge Staatsmänner, bevor sie einen Wahltermin bestimmen, den ökonomischen Sterndeuter; so etwa in diesem Frühjahr in einem großen westlichen Lande, in dem allerdings die Ökonomen seit jeher sehr angesehene Figuren waren. Und wie wir inzwischen wissen, ist man in jenem Lande nicht nur dem ökonomischen Seni gefolgt, sondern dieser hat sogar richtig gedeutet!

Die ganze ökonomische Wissenschaft selbst ist zeitweilig in den Geruch gekommen, daß ihr Sinn in nichts anderem bestünde, als eben die Mittel für kurz- und mittelfristige Prognosen zu liefern. Einige krasse Fehlschläge, wie

etwa das Versagen des sogenannten Harvard-Barometers von 1929, haben die ganze Sache in ein sehr verdächtiges Licht gerückt. Für manchen Kritiker stehen wir Ökonomen damit nicht etwa an der Seite der Bemühungen unserer Kollegen von der Meteorologie, sondern befinden uns mehr in der Gegend jener Leute, die unsere Tageszeitungen mit Horoskopen beleben. Tatsächlich haben unsere Konjunkturprognostiker es bedeutend schwerer als ihre Freunde etwa von der Meteorologie. Für die Welt der Natur gilt wohl immer noch, daß sie ungerührt von der schwachen Stimme des Propheten „ihre vorgeschriebene Reise“ vollendet. Für die irdische Welt des ökonomischen Propheten gilt aber leider, daß ihre Deutungsgegenstände, nämlich die Millionen einzelner Gesellschaftsmitglieder, gerade in ihren Entscheidungen durch die Prophezeiung beeinflußt werden. Dieses Unsicherheitsmoment besteht für alle sozialwissenschaftlichen Aussagen. Sie sind nie „harmlos“. Sie können das gesellschaftliche Verhalten geradenwegs auf ein prophezeit schlechtes Ergebnis hinführen. Sie können im glücklichen Fall auch das Umgekehrte bewirken! In der wirtschaftlichen Wirklichkeit ist das alles noch komplizierter. Dort gibt es sogar so gefährliche Figuren, die von Berufs wegen als Unternehmer, Gewerkschaftsführer und Börsianer dann bei Prognosen „gegenhalten“ oder gegenspekulieren. Sie vermuten nämlich, daß die übrigen Wirtschaftssubjekte sich konform zur Prognose bewegen. Der tatsächliche endliche Ausgang des ganzen spannenden Ringens hängt dann ganz davon ab, ob diejenigen, die im 1., 2. oder 3. Grad denken und handeln, ob die Mit- oder Gegenläufer also, die Oberhand gewinnen. Und Sie sehen an dieser Stelle

ganz deutlich, weshalb man in neuerer Zeit nun noch gar eine mathematisierende Theorie der Glücksspiele zu Hilfe genommen hat, um diesem aufregenden Getriebe beizukommen.

Zu allem Übel steht nicht nur der Ökonom als Prognostiker vor der nur schwer zu durchdringenden Nebelwand der Zukunft, auch als Diagnostiker hat er seine Erkenntnis-schwierigkeiten: Was bewegt heute Millionen von Gesellschaftsmitgliedern in ihrem wirtschaftlichen Alltag? Wo liegen die tatsächlichen Spannungen in unserer wirtschaftlichen Entwicklung? Welches sind die realen Reserven der Betriebe? So lauten nur einige der zahllosen *Tatfragen*, die tagtäglich auf ihn einstürmen. Und auch hier weiß der Ökonom, daß er sich in seiner Datensammlung nicht mit der Exaktheit der klassischen Physik etwa oder der positiven Rechtsfindung messen kann. Keynes hat für dieses ganze Problem ein berühmt gewordenes Beispiel gegeben, indem er folgendermaßen berichtete (in seiner Biographie Alfred Marshalls):

„Professor Planck in Berlin, der berühmte Schöpfer der Quanten-Theorie, bemerkte einmal mir gegenüber, daß er in jüngeren Jahren den Gedanken gefaßt habe, Ökonomie zu studieren, *aber daß er es zu schwierig befunden habe!*“ Und Keynes sagte weiter: „Professor Planck hätte mit Leichtigkeit den gesamten Bau der mathematischen Ökonomie in wenigen Tagen bewältigen können. Er meinte *das nicht!* Aber die Mischung von Logik und Intuition und breiter Kenntnis von Fakten, von denen die meisten nicht präzise sind, diese Mischung, die für eine ökonomische Interpretation höchsten Ranges benötigt wird, ist in der Tat außer-

ordentlich schwierig.“ Das mit dieser Keynes-Bemerkung aufgezeigte Problem ist natürlich nicht erst in der Person Plancks akut geworden. Nur zitieren dies die Ökonomen seitdem so gern, schon wegen der Prominenz des darin erwähnten Namens. Aus jener alten Erkenntnisschwierigkeit hat der Ökonom seit jeher zwei Auswege gesucht: Einmal treibt er *Theorie*, indem er, von der Annahme einiger wichtiger Daten ausgehend, nun die Auswirkung einer oder mehrerer Veränderungen im gesellschaftlichen Gesamtprozeß ableitet und dabei sehr radikal zu Ende denkt. Zum anderen treibt er *Empirie*, indem er sich die nötigen Werkzeuge der sozialen Registrierung und Analyse zu verschaffen und dabei möglichst nahe an die Gegenwart heranzukommen trachtet. Die gewaltigen Fortschritte auf beiden Feldern in den letzten Jahrzehnten sind unverkennbar. Die Breite und Technik der empirischen Forschung durch die großen Institute sind überhaupt nicht mehr mit dem Puntualismus früherer empirischer oder historischer Untersuchungen vergleichbar. Diese Veranstaltungen werden außerdem durch die immer mehr um sich greifenden modernen Befragungsmethoden vervollständigt, wodurch man in das unsicherste Element Licht bringen will, nämlich die sogenannten „Erwartungen“ und „Dispositionen“ der Menschen. Aber alle diese empirischen Analysen müssen, je mehr sie sich der *glühend heißen Schwelle der Gegenwart* nähern, durch hypothetische „Annahmen“ ergänzt werden, natürlich noch mehr, wenn sie in die Zukunft hineinragen sollen. So kann man beispielsweise ziemlich genau berechnen, welche Wirkung die Auflösung eines Milliardenfonds staatlicher Kassenmittel bei gegebenem Anlaß einer be-

stimmten öffentlichen Investition auf die ganze Volkswirtschaft haben würde. Man muß dann gewisse Annahmen über den Konsumhang der Bevölkerung, die Einfuhrneigung, den Beschäftigungsgrad usw. machen. Setzt man andere Werte für diese Koeffizienten ein, so ergibt sich eine andere Rechnung. Wir kommen hier also ganz zwanglos zu den bekannten modernen Alternativrechnungen oder auch Dezisionsmodellen. Diese können ebenso gut mehr „literarisch“ oder mehr quantitativ-numerisch formuliert sein; das ist letztlich nur eine Frage der Ausdrucksweise. Der Ökonom bietet hier dem Politiker, Unternehmer oder Gewerkschaftsführer ein Sortiment von möglichen Entscheidungen an, wobei an jeder die kalkulierbaren Folgen wie eine Kette hängen. Und die Prognose kann nur darin bestehen, daß den verschiedenen *Ausgangswerten* ein verschieden hoher Wahrscheinlichkeitsgrad beigemessen wird. Mehr nicht! Der Schwarze Peter des Entschlusses in die Zukunft hinein ist dann zuständigkeitshalber demjenigen zugeschoben, der die Entscheidungsgewalt besitzt.

Nun zum Ökonomen, der, ganz unabhängig von der heiklen und doch so verführerischen Aufgabe des Prognostikers, als Theoretiker an die gesellschaftliche Wirklichkeit herantritt! Mir scheint das Wichtigste in folgendem zu liegen: Mit der Preis- und Markttheorie, wie sie die Klassiker schufen, wie sie im Gedanken von der Interdependenz aller Preise und Mengen dann in der Welt der simultanen Gleichungen der Lausanner Schule vollendet wurde, und mit der Kreislauftheorie von den Physiokraten über Karl Marx, Keynes bis hin zur modernen makroökonomischen Analyse, mit diesem ganzen Kosmos von Variablen und von Funk-

tionalbeziehungen ist in das Denken eines jeden Ökonomen die Idee der „*Gesamtwirtschaft*“ eingehämmert. Diese Idee der Gesamtwirtschaft kann sich in Vorstellungen vom „allgemeinen Wohl“, des „öffentlichen Interesses“, des „maximalen Sozialproduktes“, des „allgemeinen Gleichgewichts“ oder des „Wachstums auf dem Gleichgewichtspfad der Wirtschaft“ offenbaren; das alles ist im einzelnen eine Frage der wissenschaftlichen Akribie! Aber alle diese gesamtwirtschaftlichen Theorien und *Denkmodelle* sind doch der ernsthafte und ständige Versuch, ein gedankliches Abbild von dem großen gesellschaftlichen Ganzen und seinen Quantenbeziehungen zu finden. Und diese gedanklichen Abbilder können, in einem sehr vorsichtigen Sinne, als *Leitbilder* des praktischen Denkens und Handelns gebraucht werden; denn durch diese Denkmodelle werden gewissermaßen die gesamtwirtschaftlichen *Schranken* und Begrenzungen des *einzelwirtschaftlichen Vorgehens* bewußt gemacht. Außerdem sind sie Apparate geistiger Schulung und logischer Disziplin; wenn auch einige von ihnen zu weit in eine Art von „Glasperlenspiel“ hineingetrieben wurden. Aber in beiden Hinsichten sind diese theoretischen Modelle von nicht zu unterschätzender gesellschaftlicher und pädagogischer Bedeutung: Sie zwingen nämlich auch den abgebrühten Vertreter von Einzelinteressen dazu, wenigstens in einer bescheidenen Ecke seiner Überlegungen an das Allgemeine zu denken und sich damit innerlich auseinanderzusetzen. Auch auf die Gefahr hin, die Wertschätzung unserer akademischen Leistung zu vermindern, möchte ich sagen: *Wer einmal durch jene Denkdisziplin hindurchgegangen ist und von jenem Baume der Erkenntnis genossen*

hat, der hat erstmal die Unschuld reiner Interessentenlogik verloren. Er kann sie sich vielleicht, so paradox das beim Tatbestand der geistigen Unschuld klingen mag, im wirtschaftlichen Alltag langsam wieder erwerben! Aber nicht ohne Grund sind viele Ökonomen den Partikularinteressen und ihren unbeschwerten Vertretern erstmal unbequem. Arthur Burns, der Chef des ökonomischen Beirates beim Präsidenten Eisenhower, sagte mit Recht: „Mein Geschäft ist es, Ärgernis zu erregen.“ Und Ärgernis mußten die Ökonomen mit ihrer These von der Überspekulation — wie wir gesehen haben — natürlich beim alten Baruch erregen.

Verstehen Sie mich bitte recht: ich maße mir nicht an zu behaupten, daß der Ökonom heute den Stein der Weisen, eben ein klares, unzweideutiges Metermaß für „sozialökonomische Vernunft“ oder für das „Gemeinwohl“ gefunden habe. So mechanisch einfach ist das gar nicht möglich! Was vorliegt, sind wichtige Annäherungsversuche, die uns im Bemühen um das gesellschaftliche Ganze weiterhelfen. Im übrigen wird dieses Ergebnis in der rauhen Wirklichkeit sozusagen vom Menschlichen her sehr entscheidend verändert.

Zuerst einmal durch die simple Tatsache, daß sich unter den Universitätsbesuchern nicht allein künftige Finanzminister, Präsidenten von Rechnungshöfen, Notenbankdirektoren und Fachjournalisten großer Wirtschaftszeitungen befinden, die heute immerhin in beachtlichem Umfange gesamtwirtschaftliche Haltungen aufweisen — oder es von Berufs wegen sollten! Vielmehr werden doch die gleichen Waffen aus dem Arsenal der Wissenschaft ohne Ansehen der Person und in weit größerem Umfange an künftige Ver-

bandssyndici, Gruppenfunktionäre, Betriebsleiter und Steuerberater ausgeteilt. Und die Ökonomen all dieser Sparten haben dann ihr Leben lang die berufliche Pflicht und Schuldigkeit, gerade mit Hilfe des ökonomischen Argumentes für ihre Gruppeninteressen zu streiten. In einer pluralistischen Gesellschaft ist das sogar ihre soziale Funktion! Und hier gibt ihnen vor allem die Kenntnis der ökonomischen Theorie, z. B. der Einkommenslehre und der Marktformentheorie, das nötige Rüstzeug für die Durchsetzung ihrer partikularen Ziele. Nicht umsonst müssen wir mit einem Gefühl von Stolz und Wehmut feststellen, daß unsere besten Theoretiker in den Seminaren später die erfolgreichsten Kämpfer auf jenen Feldern werden. In der Tat ist es so gekommen: Die Ökonomie teilt heute mit anderen Wissenschaften das Los, daß sie im gesellschaftlichen Kampf als Mittel, um Macht zu erzeugen und Macht auszuüben, verwendet wird. Vor dieser Situation stehen wir heute unausweichlich. Einige Abteilungen unseres Hochschulbetriebs scheinen immer deutlicher staatliche Manufakturen zur Produktion von Rüstmitteln und Kunstfertigkeiten für den alsbaldigen Gebrauch im gesellschaftlichen Gruppenkampf geworden zu sein. Wir alle müssen uns mit dieser bedrückenden Lage auseinandersetzen. Für die Ökonomie gilt: solange in der Gesamtdarbietung, die wir wirtschaftswissenschaftliche Ausbildung nennen, noch als Grundelemente des Lehrgebäudes der „gesamtwirtschaftliche Aspekt“, „allgemein ökonomische Gleichgewichtsvorstellungen“ und ähnliches lebendig sind, solange hat die Eule der Minerva ihren Flug noch nicht beendet! Denn solange ist noch zu hoffen, daß eine gewisse intellektuelle Fernwirkung ausgeübt wird, daß in jedem

später die Unruhe des „gesamtwirtschaftlichen Zweifels“ immer noch mahnt, wenn auch noch so leise und wenn auch schließlich nur in ein paar Erinnerungen. Sollte die ökonomische Lehre an unseren Universitäten diese heilsame Unruhe nicht mehr darbieten und darstellen können, dann läge es allerdings nahe, die Ausbildung völlig spezialisierter Kunstfertigungsanstalten zu überlassen, die hinfort in entsprechenden Kursen den „Wirtschafts- oder Gewerkschafts-Führerschein“ verabfolgen. Eine solche Entscheidung wäre ein Unglück, nicht nur für die Universität, sondern für die Gesellschaft als Ganze. Einmal dürfen wir die Tatsache, daß große und mächtige Gesellschaftsgruppen heute die gesamtwirtschaftliche Richtung ihrer Arbeit so eifrig beteuern, nicht einfach als bloße Taktik abtun. Wir müssen vielmehr dies Verhalten doch auch als das Eingeständnis einer vorhandenen und als Verpflichtung empfundenen gesellschaftlichen Norm ansehen. Daß also solche übergeordneten gesellschaftlichen Gesetze von den großen organisierten Gruppen in ihrer eigenen Beweisführung beachtet werden, sollte uns in der Universität geradezu verpflichten, alles zu tun, damit jene normativen Kräfte gestärkt werden. Zum anderen sollten wir doch ganz praktisch an die vielen Gruppen der Schwachen und Vereinzelten denken, die auf die *allgemeine* Ausbildung von Funktionären angewiesen sind, weil sie die Mittel dazu selbst gar nicht aufbringen können. Diese schwachen Gruppen würden im anderen Fall vielleicht sehr schnell von den großen Kollektivitäten, auch vom Fiskus, beseitigt werden. Insoweit hat die Lehre von der notwendigen gegengewichtigen Marktmacht doch wohl auch einen richtigen Kern, und die Uni-

versitätsausbildung von Kräften, die später Partikularinteressen zu verteidigen haben, bekommt einen humanen Sinn.

Aber jenes vorhin gezeichnete Bild vom Ökonomen als Hohenpriester der gesamtwirtschaftlichen Theorie, der der in Interessenkämpfen verstrickten sündhaften Gesellschaft mit der Zuchtrute etwa des unauflöslchen Zusammenhangs aller volkswirtschaftlichen Größen entgegentritt, dieses Bild werden Sie immer noch als allzu *pharisäerhaft* empfinden. Und das mit Recht, denn auch die Theoretiker selbst sind immer wieder gestrauchelt und haben gegenüber ihrer eigentlichen Aufgabe zahllose Fehlhaltungen eingenommen und Fehlleistungen vollbracht. Wie viele haben nicht in der Vergangenheit die Gesetzestafeln etwa des volkswirtschaftlichen Kreislaufs dazu benutzt, um damit der Gesellschaft höchst subjektive Werttafeln entgegenzustellen! Ich möchte dieses nur in zwei ganz radikalen Haltungen andeuten.

Arthur Köstler hat uns sehr anschaulich zwei Extremtypen im „Yogi und der Kommissar“ beschrieben. „Der Kommissar glaubt an die Wandlung von außen her . . ., nämlich durch eine radikale Umbildung des Systems der Gütererzeugung und Güterverwertung; er glaubt, daß dieser Zweck alle angewandten Mittel heiligt, sogar Gewalt, List, Verrat und Gift.“ „Der Yogi dagegen glaubt, daß durch äußere Organisation gar nichts, durch die Bemühung des einzelnen von innen heraus alles verbessert werden kann. Er glaubt, daß der Zweck nicht vorausbestimmt werden kann und daß es allein auf die (Moral der) Mittel ankommt.“ Nun, die beiden Typen haben sicherlich auch in der Ökonomie ihre Spuren hinterlassen. Die Theorie der Klassiker war zu-

tiefst eine Yogi-Wissenschaft. Sie wurde zwar zuerst mit missionarischem Eifer in die Welt hinausgetragen, aber sie verinnerlichte dann im Laufe ihres großen Jahrhunderts bis zur Selbstisolation und lief in sozialen Quietismus, in gesellschaftliche Gleichgültigkeit, aus, während die gesellschaftliche Wirklichkeit den aktiven Figuren etwa des Marxismus, des Historismus und anderer Schulen überlassen wurde. Und später überschneiden sich die Wege und Irrwege in so ziemlich jeder Richtung. Da steht heute als eindrucksvollstes Monument moderner Yogi-Haltung die Hayeksche Vision vor uns, nach welcher alles, aber auch alles, auf die strenge Marktkonformität der Mittel ankäme, nach der jeder kleinste Schritt der Abweichung von den Gesetzen des Marktes und des Individualismus unentrinnbar auf den *Weg in die Knechtschaft* führe. Und Keynes, der das Tor aufschlug zur nicht-euklidischen Welt der Ökonomie, der mit seiner *Allgemeinen Theorie* eine Brutstätte für zahllose Kommissarsideen und -rezepte schuf, dieser Keynes zollte Hayek die höchste Anerkennung, aber auch den lautesten Tadel (in seinem denkwürdigen Brief vom 28. Juni 1944): „Was wir benötigen, ist eine Rückkehr zu moralischen Werten in unserer Sozialphilosophie. Wenn Sie Ihren Kreuzzug nur auf dieses Ziel richten könnten, dann würden Sie nicht wie ein Don Quijote wirken! Ich muß Ihnen vorwerfen, daß Sie vielleicht die moralische und die materielle Seite etwas vermischen. *Gefährliche Maßnahmen können in einer Gesellschaft getan werden, die recht denkt und fühlt; dieselben Maßnahmen würden den Weg zur Hölle darstellen, wenn sie von denjenigen ergriffen würden, die falsch denken und fühlen.*“ Soweit Keynes' Meinung; es

ist die Meinung eines Mannes der Mitte, der die Hybris des Yogis kritisiert!

Wir alle kennen auf der anderen Seite die rein kommissarische Position: Marx sah die atomistische Marktgesellschaft, zu deren Moralprediger ein Jahrhundert später Hayek wurde, gerade als ein System ohne persönliche Schuld und Sünde, ohne Moral. Er hat sich immer gegen jegliches Moralisieren gewandt. Auch sein Jünger Karl Mannheim, der ein Jahrhundert später den wissenschaftlichen Herrscher über die geplante Gesellschaft setzen wollte, wandte sich immer noch mit kommissarischer Leidenschaft gegen die „Überbetonung der menschlichen Seite der Probleme“. Er meinte, daß sie „von jenen mißbraucht werden“ könnte, welche „die menschlichen Beziehungen nur oberflächlich zurechtrücken, aber den Preis des strukturellen Umbaus (der Gesellschaft) nicht bezahlen wollen“. Ganz klar wird uns hier die Hellsichtigkeit des Kommissars, der die Oberflächlichkeit der reinen Moralisten demaskiert. Aber dafür wird dann allerdings in dieser kommissarischen Radikalposition der *Sozialwissenschaftler als „Soziotechniker“ zum Diktator der Gesellschaft gemacht!*

Wenn wir die überkommene Ökonomie in das Feld, das von solchen Figuren umgeben ist, hineinstellen, so sehen wir, daß in vielen ihrer einzelnen Repräsentanten bald stärker das eine und bald mehr das andere Element durchschlägt. Wir sehen aber zugleich, daß seit mehreren Jahrzehnten ein tiefgreifender Prozeß der Läuterung des ökonomischen Denkens im Gange ist. Es ist ein Prozeß der Synthese; fort von den Extremfiguren und hin zu einer Position der Sachlichkeit! Er wurde in Deutschland vorbe-

reitet durch die Leidenschaft und das Pathos der *intellektuellen Redlichkeit* von Max Weber. In England sahen wir das Beispiel in Keynes in seiner behutsamen Trennung von moralischem Charakter der Gesellschaft und materiellem Gehalt der ökonomischen Instrumente. Vor allem aber ist durch die internationale Zusammenarbeit einer großen Zahl von Ökonomen inzwischen ein Wissenschaftsgebäude zusammengetragen, das eine weit größere Geschlossenheit der Struktur hat als früher. In und nach den Jahren der großen Krise von 1929 hat die ökonomische Wissenschaft, die damals wie andere Disziplinen manche ihrer lieb gewordenen Vorstellungen scheitern sah, sehr rasch die Konsequenzen gezogen. Es ist zwar heute Mode, in der Schilderung der geistigen Situation und Leistung unserer Zeit *immer noch* von „Krise“ und „Verlust der geistigen Mitte“ und von „Ratlosigkeit an allen Ecken und Enden“ zu schwärmen. In Wirklichkeit zeigt sich hier in einer Fachwissenschaft, und ich glaube in anderen ist es ebenso, daß die stille Arbeit Vieler inzwischen längst neue Wege der Klärung erschlossen hat. Vielleicht diesmal sogar mit mehr Erfolg! Vor einigen Jahrzehnten mögen die zahlreichen Lehrmeinungen manchem Betrachter von außen vielleicht als ein Sammel-lager von Ideen für alle möglichen Zwecke erschienen sein, wo sich dann jeder das gewünschte Dogma abholen konnte. Heute hat das alles viel mehr den Charakter eines von Zweckwerten erstmal abgelösten Instrumentariums, und dieses Instrumentarium ist von einem hohen Grad innerer Strenge zusammengehalten. Aber in der Entdogmatisierung der Methoden des ökonomischen Denkens und Handelns ist die Diskussion entkrampfter und sachlicher ge-

worden. Gerade dieser Rückzug *von den subjektiven Werttafeln auf den Werkzeugkasten*, wie ich sagen möchte, hat die Ökonomie gleichzeitig soviel praktischer gemacht, was eben nur auf den ersten Blick erstaunlich ist. Ich will auch die Nachteile, die dieser Weg mit sich gebracht hat, nicht verschweigen:

Die ökonomische Debatte ist viel technischer, komplizierter und esoterischer geworden. Das hat den weiteren Nachteil, daß unsere Wissenschaft, auch als Theorie der Wirtschaftspolitik, durch diese ihre Entwicklung ins Nüchtern-Instrumentale viele ihrer unmittelbaren Bezüge zu den anderen Sozialwissenschaften allzu leicht verliert, wo doch der Austausch so nötig wäre. Schon die Fachsprachen entfernen sich mehr und mehr voneinander. Die Sprache des Kommerzes, früher schon ein Sorgenkind aller Wortbeflissenen, hat sich hier durch ihre Verbindung mit mathematisch-naturwissenschaftlichen Vokabularen zu einem besonders spröden Fachlatein entwickelt.

Sie sehen mit diesem allem die Möglichkeiten und die Grenzen, die der Ökonom heute mit seiner Wissenschaft in der Gesellschaft findet. Der Erfolg der rationalen Fortschritte ist unbestreitbar. Die bisherigen Ergebnisse im Wiederaufbau mancher Volkswirtschaften sind sicherlich durch die modernen wissenschaftlichen Veranstaltungen für die praktische Wirtschaftspolitik stark unterstützt worden; in anderen Ländern befinden sich diese allerdings noch in der bescheidenen Rolle von wohltonenden Begleitinstrumenten. Aber daß die Kräfte hier zusammengehen, zeigen schon äußerlich die allenthalben entstehenden Institutionen von zentralen Forschungsanstalten, wissenschaftlichen Beiräten, Nationalbudgetbü-

ros. Im Jargon unserer Zeit spricht man gar von „volkswirtschaftlichen Generalstäben“. Das Ganze wird der modernen Gesellschaft bald so selbstverständlich und so unentbehrlich sein wie der rein technisch-industrielle Fortschritt selbst. Die Gefahren solcher Rationalisierung liegen wie immer im Mißverständnis und im Mißbrauch. Die immer weiter vordringenden volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen scheinen den Traum des älteren Mirabeau, ein laufendes zahlenmäßiges Konterfei von allen gesellschaftlichen Vorgängen herzustellen, mehr und mehr zu verwirklichen. Aber der Ökonom muß sich dagegen wehren, daß diese Gesamtrechnungen nun angesehen werden als eine Art von *Glücksautomat*, in den oben die Münzen hineingesteckt werden und wo unten z. B. die „richtige Wirtschaftspolitik“ oder die „gute Gesellschaft“ herauskommen. Gerade er muß immer wieder darauf hinweisen, daß eben bei weitem nicht alles quantifizierbar und berechenbar ist und daß viel Unwägbares und damit Raum für die freie und spontan-naive Entscheidung bleiben muß. Der Ökonom muß auch immer betonen, daß seine Wertvorstellungen wie „materielle Wohlfahrt“, „volkswirtschaftliches Gleichgewicht“, „hohe Beschäftigung“, ihrerseits unter dem Gesetz von *obersten gesellschaftlichen Werten* wie *Freiheit und Gerechtigkeit* stehen. Solche Werte herrschen über alle Fakultäten. Der Kampf um die Rangordnung dieser *obersten* Werte selbst wird sicherlich in anderen Bereichen als denen der Wissenschaft ausgetragen. Aber der einzelne Wissenschaftler muß seinen eigenen Beitrag zur Erfüllung dieser Werte leisten. Gerhard Mackenroth hat in der letzten Veröffentlichung vor seinem frühen Tode darauf hingewiesen, daß in einer Zeit

äußeren Glanzes die deutsche historische Schule in ihrer sozialpolitischen Leidenschaft und Aktivität eine vergeßliche Nation immer wieder gefragt habe: *Wo ist dein Bruder Abel?* Ich glaube, heute erfährt der Ökonom diesen Anruf in der Forschung und in der Praxis jeden Tag, wie jeder andere Mensch auch. Der Ökonom sieht, daß auch der andere Wissenschaftler nach seiner Antwort sucht. Er sollte das dortige Bestreben kennen, er kann sich aber seine Antwort von dort nicht abnehmen lassen. Wir stehen vor dem Ergebnis, daß heute wohl eine Föderation und nicht mehr eine Integration der Wissenschaften möglich ist. In diesem föderativen Zusammenhang kann die *eigene* Antwort des Ökonomen auf die Frage nach dem Bruder Abel nur in einem bestehen: daß er unaufhörlich und schonungslos im materiellen Bereich der Gesellschaft die *Wahrheit* zu Tage zu fördern trachtet.